

Zeitschrift: Der Freidenker [1927-1952]
Herausgeber: Freigeistige Vereinigung der Schweiz
Band: 11 (1928)
Heft: 14

Rubrik: Feuilleton

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 14.04.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Das augenfälligste aller Weltgesetze ist „Entwicklung“, Entfaltung vom Einfachen zum Gegliederten, vom Chaos zur Ordnung, zur Harmonie. Aus Uratomen, die man als Aetherwirbel ansieht, ordneten sich Atome, aus Atomen Moleküle, aus Molekülen die unvorstellbar reichgliedrigen Organisationen der Eiweissmoleküle, aus diesen das lebendige Plasma, aus dem Plasma die Zelle, aus den Zellen die Zellenstaaten der höheren Lebewesen, als höchstes der Mensch.

In der Richtung dieses Weltgesetzes der Entwicklung liegt es, dass die Gesamtmenschheit der Erde sich zu einer Organisation höherer Ordnung sich entwickeln wird, in der jeder Mensch sein Einzeldasein führt und doch im Ganzen aufgeht wie die Zelle im Zellenstaat. In den Staaten rund 6000 Ameisenarten der Erde ist tatsächlich mit wenigen Ausnahmen eine solche Ordnung gegeben. (Vergl. Meentzen: „Der Siegesweg des Lebens“, 6. Aufl., Moritzburg 1927.)

Die Menschheit aber lebt noch im Chaos und infolgedessen in Disharmonie, in Leid und Not, weil erst wenige das Weltgesetz der Entwicklung erkannten und noch wenigere es zu verwirklichen trachten.

Tatsächlich ist im Zellenstaat Mensch eine Staatsidee verwirklicht, wie sie vollkommener kein Staatsmann ausgedacht hat und jemals ausdenken könnte. Und diese Staatsidee ist Sozialismus in höchster Form!

Aus der Vereinigung der weiblichen Eizelle und der männlichen Samenzelle wird im Mutterleibe die Keimzelle, ein kaum sichtbares Pünktchen, in der alle Eigenschaften der mütterlichen und väterlichen Vorfahren schlummern, bereits ein Universum im kleinen. Durch fortwährende Teilung der Keimzelle wächst der Zellenstaat Mensch mit schliesslich 30 Billionen Staatsbürgern. (Vergl. Meentzen: „Abstammung und Entwicklung des Menschengeschlechts“, 8. Aufl., Moritzburg 1927.) Jeder Staatsbürger des Zellenstaates hat als Erbteil eine Berufseignung und Berufsausbildung, wie sie in keinem Staatswesen den Staatsbürgern eigen ist. Das Pünktchen einer Leberzelle z. B. verrichtet mindestens zwei Dutzend höchstentwickelte chemische Stoffzerlegungen und Stoffaufbauten, wozu heute ein Gelehrter einen ganzen Stab von Helfern, ein Laboratorium mit kompliziertem Gerät, Destillier- und Kochapparaten, dicken Handbüchern, Atomtabellen, Schränke voll Chemikalien usw. in wochen- und jahrelanger Arbeit aufwenden müsste.

30 Billionen hochgelehrte geschickte Staatsbürger bilden eine Republik, geleitet von den Intelligenzbürgern der Gehirn- und Nervenzellen. Diese und alle Staatsbürger leben im strengsten Kommunismus nach genau geregelter

Arbeitsplan, Arbeitspflicht und Arbeitslohn. Millionen unbestechliche Geschmacks- und Geruchszellen kontrollieren die Einfuhr auf dem Staatswesen nützliche oder schädliche Eigenschaften.

Die Geldmünzen der Republik sind die 20 Millionen Blutzellen, wovon allstündlich 5 Millionen die Reichsmünze des Knochenmarks verlassen und vom Blutstrom in den technisch unerreichten Leitungsnetz der Adern allen Staatsbürgern zugeführt werden, getrieben von der grossen Zentralpumpe Herz. In der Reichsbank Leber wird der Goldstrom dauernd kontrolliert, wird das abgenutzte Geld eingezogen und eingeschmolzen und zur Umprägung dem Knochenmark zugeführt. An allen Ecken stehen die Zellen der Lymphdrüsen, die dem Blute etwaige staatsfeindliche Gifte abnehmen und sie den Entgiftungsanstalten Leber und Nieren zuleiten. Ueberschüsse werden von den Fettzellen für die Zeiten der Not aufgespeichert und verwaltet. Bereichern auf Kosten anderer kann sich kein Staatsbürger. Wo wirklich der Fall eintritt, dass entartete Zellen anfangen zu wuchern auf Kosten der anderen, da geht der Zellenstaat unrettbar zugrunde an — „Krebs“. Weder im Zellenstaat noch im Menschenstaat ist man dieses „Krebschadens“ des Wucherns auf Kosten anderer Herr geworden!

In Staatsbetrieben höchster technischer Vollendung arbeiten die Drüsenzellen, bereiten Speichel, Pepsin, Salzsäure usw., zerlegen die eingeführte Nahrung in ihre Moleküle und bauen aus diesen Zucker und Stärke usw. Die Zellen der Schilddrüse, Zirbeldrüse, Nebenniere usw. bauen die Wunderstoffe, die trotz aller geringster Menge ungeheuer lebenswichtig für den Zellenstaat sind. Ein Versagen der Schilddrüsenzellen z. B. macht ein Genie zum vertierten Kretin. Noch unbekannt Grössen sind zum Teil die Zellen, die die wichtigen Reizstoffe und Botenstoffe (Hormone) erzeugen, die für den Staat so lebenswichtig sind wie im Menschenstaat die freien Künste.

Im Schädelpalast sitzen die Hirnzellen als erste Diener des Staates, die für ihre verantwortungsvolle Arbeit auch nicht mehr bekommen als zum Leben notwendig ist. Nur bei Not und Mangel leiden sie zuletzt, weil ohne ihre Leitung der Staat zugrunde geht; denn wenn das Handelsministerium des Nackenmarks z. B. versagt, dann weiten und verengen sich nicht mehr die Kanäle und Schleusen der Blutbahn, was notwendig ist, je nachdem Därme, Muskeln, Haut oder Gehirn mit mehr oder weniger Blut versorgt werden müssen. Und wenn die Zellen im Verkehrsministerium des Gehirns hungern müssen, dann reguliert niemand mehr die Armeen der Muskelzellen und der Zellenstaat wäre gelähmt usw. Freiwillig verzichten des-

Feuilleton.

Der römische Philosoph Seneca über den Tod.

Bedenke, dass die Toten keine Qual mehr anrühren kann und dass es Fabeln sind, die uns das Reich der Toten schrecklich machen. Keine Finsternis droht den Verstorbenen, kein Gefängnis, keine Feuerströme, kein Strom des Vergessens, kein Richterstuhl, keine Anklage. Spielereien der Dichter sind sie und leere Schreckbilder, mit denen man uns beunruhigen will. Der Tod ist die Erlösung von allen Schmerzen und völliges Aufhören; über ihn gehen unsere Leiden nicht hinaus, er versetzt uns wieder in den Zustand der Ruhe, in welchem wir uns befanden, eh wir geboren wurden. Bedauert jemand die Verstorbenen, so muss er auch die Ungeborenen bedauern.

Im Umsehen, im Umdrehen wie man sagt, ist der Tod da. Unsterblichkeit, Ewigkeit hat der Mensch im Kopfe, für Enkel und Urnenkel sorgt er; plötzlich, inmitten seiner weitschichtigen Pläne erfährt ihn der Tod. Und was man ein hohes Alter nennt, ist auch nur der Kreislauf von wenigen Jahren.

Was das Geschick gegeben hat, das besitzt man mit dem Gedanken, man könne es jeden Augenblick verlieren. Geniesst eure Kinder, solange ihr könnt, und gebet euch ihnen zu geniessen; ergreift jede Freude ohne Aufschub, ihr wisset nicht, ob der Tag, oder auch nur die ganze Stunde euer ist. Eile ist not; im Rücken droht der Tod. Plötzlich zerstreut sich das Gefolge; plötzlich wird zum Aufbruch geblasen und das bisherige Zusammenleben hört auf. Merket ihr denn nicht, ihr Unglückseligen, ein allgemeiner Raub und eine Flucht ist das Leben.

Ich habe vor allem dafür gesorgt, dass euch niemand gegen euren Willen zurückhalten kann: Der Ausgang ist offen. Wollt ihr nicht kämpfen, so könnt ihr entfliehen. Darum habe ich vor allem, was euch notwendig sein sollte, nichts leichter gemacht als das Sterben. Ich habe die Seele so gestellt, dass sie leicht entweichen kann. Gebet nur darauf acht, und ihr werdet sehen, welcher kurzer und wohlgehabter Weg zur Freiheit führt. Beim Ausgang aus dem Leben muss es nicht so langsam gehen, wie beim Eingang; stürbe der Mensch so langsam wie er geboren wird, so hätte das Schicksal eine grosse Gewalt über euch. Jeder Augenblick, jeder Ort kann euch lehren, wie leicht es sei, der Natur den Dienst aufzukündigen und ihr Geschenk ihr heimzuzahlen. Das was man eigentlich Sterben nennt, das Scheiden von Leib und Seele, geht so schnell vorüber, dass man es nicht einmal recht empfindet. Mag eine Schlinge die Kehle zusammenschneiden, oder Wasser die Atmungsorgane verschliessen, oder mag umlooderndes Feuer dem Atemzug den Lauf abschneiden; sei es wie es wolle, es geht rasch. Errötet ihr nicht? Was so schnell getan ist, das fürchtet ihr langezeit?

Bei den Leichen der Seinigen muss man lächeln können. Ob aber das Leben überhaupt so viel wert sei, das ist eine andere Frage. Ist das Gemüt krank und elend durch eigene Gebrechen, so kann man ja dem Elend und dem Leben ein Ende machen. Sieh' dich nur um, überall kannst du dein Elend endigen. Siehst du jenen Steilabsturz? Dort hinab gehts in die Freiheit! Siehst du jenes Meer, jenen Fluss, jenen Brunnen? Auf ihrem Grunde wohnt die Freiheit! Siehst du den kleinen, dünnen, verkrüppelten Baum? An ihm hängt die Freiheit! Dein Hals, deine Kehle, dein Herz: lauter Wege, der Sklaverei zu entrienen. Sind dir diese Auswege zu qualvoll, fordern sie zuviel Mut und Kraft, fragst du nach dem leichtesten Wege zur Freiheit: — jede Ader deines Körpers ist ein solcher Weg!

halb die weniger lebenswichtigen Staatsbürger bei Zeiten der Not zugunsten der lebenswichtigeren. Gemeinnutz geht vor Eigennutz! Bei normaler Einfuhr aber entnimmt jeder Staatsbürger dem ständig fließenden Nahrungsstrom des Blutes seinen Bedarf an Nahrung und Genuss. Freizügigkeit des Staatsbürgers ist also nicht notwendig und deshalb fast aufgehoben. Nur die Wanderzellen (Leukozyten) sind frei beweglich als die Wohlfahrtspolizei, als Strassenreiner und Totengräber, als Hilfsorgane jeder Art. In alle Winkel des Zellenstaates, durch alle Gewebe kriechen sie hindurch, überall spähend, wo die Staatsgesetze übertreten werden. Abfälle, die ausserhalb der Gassen und Kanäle liegen, werden fortgeschafft, eingedrungene Fremdkörper werden mit Laugen und Säuren aufgelöst, benagt und aufgefressen, mit Kalk eingekapselt oder „herausgeeiert“, kurz, auf die bestmögliche Art unschädlich gemacht. Gestorbene Zellen kommen in die Leichenverwertungsanstalt, wo die Körper zerlegt und die Stoffe dem Nahrungsstrom der Zellenstaaten zugeführt werden, so dass selbst im Tode die Einzelzelle noch dem Ganzen dient.

Neid, Hass, Kampf untereinander, Bürgerkriege sind im Zellenstaate ausgeschlossen. Gegenseitige Hilfe hingegen Gesetz. Trotz genau vorgeschriebener Arbeitsteilung im normalen Staatsleben hilft bei Gefahr eine Zellgruppe, eine Werkstätte der anderen. Wird z. B. eine Niere krank, arbeitet die andere für zwei, sind beide krank, hilft die Leber die Entgiftungsarbeit leisten und umgekehrt.

In erbittertem Kampf aber steht geschlossen der ganze Zellenstaat, wenn Feinde von aussen eindringen, wenn todbringende Bakterien die zahlreichen Schutzwehren des Zellenstaates überrennen und durchbrechen. „Schmerz“ nennen wir den Alarmapparat des Zellenstaates, der die Gefahr dem Wehrministerium im Gehirn signalisiert. Mobilmachung von dort! Befehle durchjagen auf den Telegraphen- und Telephonlinien der Nervenbahnen den Zellenstaat. Das Herz pumpt in rasenden Schlägen das Blut durch die Adern: der Zellenstaat „fiebert“! Fieberhaft arbeiten die Schweissdrüsen, die durch die Reibung des Blutes erzeugte Wärme zu dämpfen und die giftigen Schlacken der eingedrungenen Feinde aus dem Körper zu schwemmen. Die Einfuhr wird gestoppt: der Appetit fehlt; die Ausfuhr ebenfalls: der Darm wird träge. Im Knochenmark werden Rekruten ausgehoben, Sauerstoffträger, die Knochen werden bleischwer, alle unnötige Arbeit der Muskelarmeen soll ruhn. Die Lymphdrüsen schwellen an, sie werden zu Barrikaden und Drahtverhauen! Massenhaft eilen die Wanderzellen heran, fressen den Feind, lassen sich, ihre Leiber mit den Feinden fül-

lend, selber fressen und opfern sich dem Ganzen. Gifte werden über die Bakterien ausgegossen, wenn nötig Zellgewebe preisgegeben und rückwärtige Stellungen gebaut usw., bis im tage- oder wochenlangen Kampf der Zellenstaat gegen die landesfeindlichen Bakterien Sieger bleibt. Erliegen kann der Zellenstaat erst nach Verbrauch aller Reserven, wobei sich die weniger lebenswichtigen Staatsbürger zugunsten der lebenswichtigen opfern.

Das sind ein paar dürftige Beispiele aus der Organisation, dem Leben eines Staates mit 30 Billionen Staatsbürgern. Eines Staates, in dem, wie wir zeigten, der Sozialismus in höchster Form verwirklicht ist. Darum, wer für eine sozialistische Weltordnung arbeitet und kämpft, lebt im Strom des Weltgesetzes der Entwicklung!

Dem Wissenden wird Sozialismus zum Weltgefühl, zur natürlich begründeten Weltordnung. Das sei allen Neunmal klugen entgegeng gehalten, die mit falsch verstandenem und falsch ausgelegtem Darwinismus mit dem „Kampf ums Dasein“, dem Recht des „Tüchtigen“, des „Stärkeren“, die kapitalistische Ordnung und kapitalistische Ausbeutung als natürlich und naturgegeben begründen und beweisen wollen.

Papst und Klerus aber bezeichnen Entwicklungslehre und Sozialismus als eine Pest; um so stolzer fühlen wir Freidenker uns als Wegbereiter des Entwicklungsgedankens und des Weltsozialismus.

Napoleon I. und seine Beziehungen zur Religion.

(Fortsetzung.)

Natur Aus all dem geht hervor, dass für Napoleon die Religion als Form des Glaubens von vorneherein in jene Mitte heidnisch-sinnlichen Anschauens gestellt ist, welche voll und ganz in den Gefühlsbereich hineingehört. Daher unterzieht er sich auch nicht einem engbegrenzten Religionssystem, einer Konfession. Die katholische Religion, zu der er sich bekennt, bleibt ihm eine Durchschnittsveranschaulichung seiner Gefühlssphäre im Rahmen ihrer hergebrachten Riten und Mythen; ihrem theologischen Lehrschema setzt er allen Widerstand entgegen. Dies ist bei ihm Naturveranlagung, nicht erst die Wirkung zeitgenössischen Rationalismus, der allerdings, speziell in Anlehnung an Goethe, seinen Einfluss auch geltend gemacht hat. Nur die Riten der Kirche, diese Aeusserlichkeiten, haben ihn, durch die Jugenderinnerungen festgehalten, in dieser Hinsicht entscheidend beeinflusst. Daher stammt auch die überraschende Tatsache, dass er schon relativ sehr früh, als seine Mitgenerale noch in hef-

Siehe der Tod kommt und macht uns alle gleich. Gegen des Lebens Kränkungen hat man die Wohltat des Sterbens. Welches Glück ist ein rechtzeitiger Tod! Wie oft war längeres Leben für einen Menschen ein Unglück. Der kennt des Erdenlebens Elendigkeit nicht, der den Tod nicht preist als die beste Gabe der Natur. Allen bringt er das Ende, Vielen Erlösung, Manchen ist er recht erwünscht, am besten meint er es mit denen, zu welchen er kommt, ehe sie ihn riefen. Er macht alles gleich, während das Schicksal die gemeinschaftlichen Güter ungleich verteilt und doch alle von Geburt die gleichen Rechte haben. Dem Tod ist's, sage ich, dem wir es zu verdanken haben, dass es keine Strafe ist, geboren zu sein; er hält mich aufrecht bei den Anläufen des Missgeschicks, sodass ich starken, festen Mutes sein kann, getragen durch den Gedanken: ich weiss einen Platz, wo ich landen kann! Das ist kein zu herber Dienst, wenn man mit einem Schritt zur Freiheit gelangen kann, sobald man der Herrschaft überdrüssig ist.

Seit dem Tage deiner Geburt wirst du dem Tode entgegen geführt. Das Leben wird uns gegeben mit der Bedingung des Sterbens, es ist ein Gang zum Tode. Den Tod fürchten ist verkehrt; man fürchtet ja nur etwas Ungewisses, Gewisses erwartet man ruhig. Wer kann sich beklagen, wenn er sich in einer Lage befindet, in der alle Menschen sind? Gleichheit ist ja das erste Stück in der Gerechtigkeit. Es ist unnötig, die Natur zu verteidigen; ihr Gesetz ist das unsere. Was sie verband, löst sie wieder auf, und was sie auflöste, das verbindet sie wieder. Der Lauf der Gestirne bringt wieder, was vergangen ist; sinken Sterne dort im Westen, so gehen andere im Osten auf.

Die Freiheit ist der Preis, um welchen gerungen wird. Und was heisst das: frei sein? Nicht der Sklave sein irgend eines Dinges, irgend einer Notwendigkeit oder eines Zufalles, sich ebenso hoch

stellen, als das Schicksal steht; es wird nichts über mich vermögen, wenn ich stärker bin; ich brauche mir nichts von demselben gefallen zu lassen; ich kann jeden Augenblick aus dem Leben gehen. Selbst Professoren der Weisheit kann man finden, die sagen, man dürfe nicht Hand an das eigene Leben legen, die es für ein Unrecht halten, sich selbst zu morden; man müsse den naturgemässen Ausgang abwarten. Wer das sagt, sieht nicht ein, dass er sich selber den Weg zur Freiheit absperret. Nichts hat das ewige Gesetz besser gemacht, als dass es uns, bei einem Eingang ins Leben, der Ausgänge viele gewährt hat. Soll ich die Grausamkeit einer Krankheit oder eines Menschen über mich ergehen lassen, wenn ich doch allen Martern entgehen und allem Widrigen mich entziehen kann? Das ist das einzige, warum wir uns nicht über das Leben beklagen können: es hält keinen Menschen fest. Es steht nicht so schlimm mit uns: unglücklich ist nur, wer es so haben will. Gefällt dir das Leben, so bleibe da; gefällt es dir nicht, so kannst du jederzeit wieder hingehen, wo du hergekommen bist.

Ist das Sterben ein Unglück, so müsste es auch ein Unglück sein, vorher nicht da zu sein; das empfinden wir aber nicht als solches. Wir werden gleichsam angezündet und wieder ausgelöscht. In der Zwischenzeit haben wir zu leiden, vorher herrscht völlige Ruhe. Nach nicht — oder nicht mehr existieren ist ganz dasselbe: es ist eben jedesmal ein Nichtsein.

Der Weise lebt deswegen nicht so lange als möglich, sondern so lange, als es Pflicht ist. Er zieht in Betracht, wo, mit wem, wie er zu leben und was er zu treiben hat; nicht auf die Quantität des Lebens kommt es an, sondern auf die Qualität desselben. Kommt viel Widriges zu Haufen, das seine Gemütsruhe stört, so beurlaubt er sich; und zwar tut er das nicht erst in der äussersten Not, sondern sobald das Geschick anfängt verdächtig auszusehen, überlegt er alsbald ernst-

tiger Opposition zur Kirche standen, in Mailand beispielsweise der feierlichen Messe und dem Tedeum für den Sieg von Marengo beigewohnt hat. Darin liegt auch der Grund dafür, dass er durch diesen Trieb geführt in die Möglichkeit versetzt wurde, Religion und Kirche zu einem Werkzeug seiner politischen Aktion zu machen und sie zu einem Faktor rein politischen Handelns auszubilden. Dass er, der seinen Aufstieg zur höchsten weltlichen Macht nur seiner Kraft, nicht seiner Abstammung verdankte, zum Erstaunen aller Welt die ganze Kunst seiner Diplomatie aufwandte, um seine Weihe durch den Papst durchzusetzen, ist nur eine Bestätigung dieser Tatsache. Er verspricht sich davon eine Festigung seiner weltlichen Macht, weil er selber aus seiner Jugendzeit her die Wirkung dieser Form kannte. Damit hängt auch zusammen die Wiedereinführung der sonntäglichen Messe in St-Cloud, an der er selbst mit seiner näheren Umgebung stets beiwohnte. Damit begnügte er sich auch und ging in der Befriedigung seiner religiösen Bedürfnisse nicht weiter. So ist es gut zu verstehen, dass in dem Momente, wo seine staatliche Existenz bedroht war, die ganze Sache für ihn nur noch leerer Aufputz wurde, den er unbedenklich fallen liess. Als im Jahre 1814 die Regierung in Paris das Vierzigstundengebet verordnet hatte, war ihm das so peinlich und unerträglich, dass er seinen grössten Unwillen darüber äusserte. Als aber sein Staatssystem noch feststand, da wollte er rund um sich herum den Ausdruck dafür sehen. Daher liess er auch die aus dem Mittelalter noch unvollendet gebliebenen Kirchenbauten zu Ende führen, z. B. den Mailänder Dom. So hat er es dem General Delmas, seinem erprobten Waffengefährten aus der Revolutionszeit her, nie verziehen, dass der aus seiner Abneigung gegen die zeremoniöse kirchliche Kaiserkrönung kein Hehl gemacht hatte. Verlangte auch Napoleon von niemandem die Einhaltung eines speziellen Glaubens, so duldete er doch keine Vernachlässigung der repräsentativen Glaubenszeremonien. Daher mussten selbst protestantische Kirchenpräfecten an katholischen Kirchenfesten teilnehmen. Erklärlich ist auch aus diesen Gründen sein Befehl an seine Geschwister, ihre Ehen kirchlich einsegnen zu lassen, trotzdem er einige Jahre vorher noch selber mit Josephine in bürgerlicher Form die Ehe geschlossen hatte. Damals lag eben für ihn noch kein Erfordernis zur Erfüllung kirchlicher Formen vor, weil er nur einfach Privatmann ohne irgendwelche staatliche Mission war. Auch hier ahmte Mussolini den grossen Korsen nach etwa als „secondo Napoleone, aber nicht als Napoleone secondo“!

Allerdings darf nicht unerwähnt bleiben, dass Josephine es später verstanden hat, die Nachholung der kirchlichen

Einsegnung durchzusetzen, um dadurch ihrer bedrohten Position ein neues Fundament zu schaffen. Napoleon willigte nur mit Widerwillen ein und die Zeremonie fand in aller Stille und bloss in Anwesenheit der nötigen zwei Zeugen statt.

Ganz anders präsentierte sich seine zweite Ehe mit der österreichischen Kaisertochter. Hier spielte die Thronfolge und die Legitimität eine Rolle und die Entwicklung des Staates verlangte daher die grösste Prachtentfaltung nach den Riten südländischem Katholizismus. Hier war für ihn die Dokumentierung der Religion im Grund genommen eine reine Ordnungssache. Ueberaus interessant ist dabei, dass er sich bei beiden Eheeinsegnungen von der Beichte und der Einnahme der Kommunion durch den Papst hat dispensieren lassen, obwohl die Sakramente der Beichte und Kommunion sonst unerlässliche Gebote und Verbindungen des Ehesakramentes sind. Napoleon selbst gibt die Erklärung dazu, indem er sagte: „Ich glaubte nicht genug daran, dass es seine Heilswirkung auf mich hätte äussern können, ich glaubte aber noch zuviel daran, um ohne Dispens mich eines Sakrilegiums schuldig zu machen.“ Daraus ist ganz deutlich die Mitte zu sehen, auf der er gegenüber den Glaubensformen der römischen Kirche stehen geblieben war. Wir würden heute wissenschaftlich sagen, dass seine Keimanlage derart atavistisch beanlagt gewesen ist, dass er sich im späteren Leben von diesen Hemmungen nicht gänzlich frei zu machen vermochte. Dabei, und das ist eben der Ausdruck für diese Hemmungen, wagte er nicht, den Kirchenformen den Krieg zu erklären. Man wäre nun berechtigt, aus solchen Vorkommnissen den Schluss zu ziehen, dass Napoleon gerade durch diese Position der Mitte sich zum Katholizismus in einen Gegensatz gestellt hätte, gilt doch für die Kirche der Grundsatz: „Wer nicht für mich ist, ist wider mich“. Da aber die römische Kirche demgegenüber in schlauer Erkenntnis sich immer wieder fragt: „wie wird meine Macht gefördert?“, so hat sie diese Stellung Napoleons keineswegs gestört und sie erteilte ihm deshalb ohne weiteres die Dispens. Für Napoleon dagegen waren die Priester nur Menschen und daher war für ihn eine „Unfehlbarkeit“ des Papstes zum vornehmerein undiskutierbar. „Der Papst ist ein Mensch und daher kann er irren“, ist ein Ausspruch von ihm, ebenso: „Es kann in der Hölle sowohl Päpste wie Pfarrer geben“. Nebenbei sei hier kurz bemerkt, dass auch berühmte katholische Staatsmänner der neuesten Zeit, so der bekannte Luzerner Phil. Ant. v. Segesser, durchaus kein Verständnis für das Unfehlbarkeitsdogma des Papstes hatten und den für seinen Magen ganz unverdaulichen Bissen nur aus Disziplin geschluckt haben. (Forts. folgt.)

Dr. L. B.

lich, ob er nicht gleich an demselben Tage gehen solle. Ob er ein Ende nimmt, oder ein Ende macht, das ist für ihn ganz einerlei. Du bist sehr betrübt über den Tod deines Freundes; aber ich wünsche, dass du nicht übermässig trauern mögest. Ich wage nicht zu verlangen, du sollest gar nicht betrübt sein, ob ich wohl weiss, dass es besser wäre, denn solche Geistesstärke hat nur ein Mann, der hoch über dem Schicksal steht. Auch einen solchen würde ein Trauerfall schmerzlich berühren, aber nur berühren. Uns muss man Tränen zu gut halten, wenn sie nur nicht zu reichlich fliessen, wenn wir nur selbst bestrebt sind, sie zurückzuhalten. Stirbt uns ein Freund, so sollen unsere Augen nicht trocken sein, aber auch nicht überfließen; man darf weinen, aber nicht heulen.

Alles ist schlüpfertig und trügerisch, veränderlicher als irgend ein Wetter; alles wankt und schlägt ins Gegenteil um, wenn das Schicksal es haben will; nichts ist sicher in diesem allgemeinen Gewoge als der Tod.

Wie töricht ist es, Pläne zu machen auf das ganze Leben hinaus, da wir doch nicht einmal Herren des morgigen Tages sind! Wie unsinnig ist es, mit weitaussehenden Entwürfen sich zu tragen: ich will kaufen, bauen, ausleihen, eintreiben, Aemter bekleiden und dann als Greis, wenn ich satt und müde bin, es mir wohl sein lassen.

Glaube mir, auch die Glücklichen haben nichts sicher. Von der Zukunft darf man sich garnichts versprechen; was man schon in der Hand hat, entschlüpft wieder und die Stunde, die wir festhalten wollen, schneidet ein Zufall ab.

Halte jede Stunde fest. Indem man das Leben hinausschiebt, verinnt es. Nichts gehört uns eigen, nichts als die Zeit. Und das Leben ist wie eine Rolle auf dem Theater, es kommt nicht darauf an, dass lange, sondern gut gespielt werde. Und es ist einerlei, wo man aufhört. Mit aller Gemütsruhe von hinnen zu scheiden, wenn einmal

die unvermeidliche letzte Stunde naht, das ist etwas Grosses und man hat lange daran zu lernen. Liebe die Weisheit; sie allein ist erhaben, stark, gross; alles andere ist gering, eine Kinderei. Und der Tod ist wie das Nichtsein. (Aus Senecas — römischer Philosoph zur Zeit Christi — vermischten Schriften zusammengestellt von Dr. Hans Wyman, Zürich.)

Friedrich Hebbel über Religion und Christentum.

1. Brief an Elise Lensing vom 12. II. 1837: »Das Christentum... predigt die Sünde, die Demut und die Gnade. Christliche Sünde ist ein Unding, christliche Demut die einzig mögliche menschliche Sünde, und christliche Gnade wär' eine Sünde Gottes... Die edelsten und ersten Männer stimmen darin überein, dass das Christentum wenig Segen und viel Unheil über die Welt gebracht hat. Aber sie suchen meistens den Grund in der christlichen Kirche; ich find' ihn in der christlichen Religion selbst.

Das Christentum ist das Blatterngift der Menschheit. Es ist die Wurzel alles Zwiespalts, aller Schlawfrheit, der letzten Jahrhunderte vorzüglich. Je weiter sich wahre Bildung nach unten hin verbreitet, um so schlimmer wird es wirken. Bisher war das Christentum des Volks ziemlich unschädlich, denn es war ein roheres Heidentum.

Ich hasse und verabscheue das Christentum, und nichts mit grösserem Recht. Es will Wunder tun, und selbst, wenn Wunder möglich wären, hörten sie nicht auf, überflüssig zu sein.«

2. Brief an Elise Lensing vom 11. IV. 1837: »Die Religion der meisten Leute ist nichts weiter als ein »Sich-schlafen-legen«, und es ist wirklich zu fürchten, Gott möchte sie für ihre Gottesfurcht noch

Voltaire.

(Zu seinem 150. Todestag.)

Von A. Albin.

Wir wollen heute keinen Stein gegen ihn heben und auf seine Schwächen zu reden kommen. Was ihn als Charakter im täglichen Tun und Treiben beeinträchtigte, ist mehr auf die Schuldtafel der Zeit als auf seine eigene hinzustellen. Er ist ein Typus des Rokoko, in dem Licht und Schatten in gleichem Mass verteilt waren. Wir wollen vom Lichte sprechen, das in ihm war und es in Dunkel und Dämmer ausstrahlte, um sie verblassen und verschwinden zu lassen. Der menschliche Geist ist zwar heute weit über Voltaire hinausgegangen, aber ohne Voltaire wäre der weite Weg, den der menschliche Geist bereits hinter sich hat, nicht möglich, nicht zu denken gewesen. Einer der Bedeutendsten in dem Pantheon menschlichen Geistes, David Friedrich Strauss, sagt über Voltaire: „Er hat die Atmosphäre des menschlichen Denkens von einer Menge fauler Dünste befreit. Manche Fessel, die das menschliche Leben beengte, hat er gesprengt oder doch angefeilt. Sein Standpunkt ist wohl nicht mehr der unsrige, wir haben Fortschritte über ihn hinaus gemacht; aber wir hätten sie so schnell und sicher nicht machen können, wenn nicht seine scharfe Axt uns die Bahn gebrochen hätte.“ Voltaire wusste, was seine Zeitgenossen nicht wussten und was noch so viele von den mit und um uns Lebenden nicht wissen, dass viele von den sog. offiziellen und offenbarten Wahrheiten nur von ephemeren, manchmal auch von gar keinem Werte seien. Er wusste es und hatte den Mut, das zu sagen. Denn in Wahrheit, welchen Mutes bedurfte es in jener Zeit, der jede Autorität für unfehlbar und unerschütterlich galt, die jede Einrichtung als gottgeboren und gottgewollt hinnahm, um laut hinauszuschreien, dass „Schwärmer eine Religion begründen, Betrüger sie aufrechterhalten und Dummköpfe sie annehmen.“ Seine ganze Wirksamkeit — und nur mit der Feder vermochte er zu wirken — trägt durchwegs freidenkerischen und antiklerikalen Charakter. Sein Intellekt empörte sich gegen alle gutgeheissene, im Grunde aber muffige und im Wesen hohle „Tradition“ und deckte zum Schrecken der Mitlebenden Blößen und Eiter auf, wo man Fülle, Heil und ewige Unveränderlichkeit wähnte. Er lehrte eine völlig neue Weltanschauung und zeigte eine völlig neue Einstellung zur herrschenden „Weltordnung“ und allen ihren Einrichtungen. Keine Autorität war ihm hoch genug, dass er vor ihr haltmachte, wenn er ihre Hohlheit durchschaute, ihre Nutzlosigkeit oder vielmehr ihre Schädlichkeit festgestellt hatte. Nicht einmal vor der menschlichen Dummheit war er zurückgewichen. Im Gegenteil: er durchstrahlte sie bis in ihre tiefsten, verborgensten Winkel und Kammern, belichtete sie und hielt ihr das für Gold und Wahrheit Angesehene als Tand und Lüge entgegen. Bei Licht besehen waren alle diese „Schätze“ nichts als Gerümpel, das wert war, auf den Haufen geworfen

zu werden. In seiner Oedipus-Tragödie bereits greift er tyrannische Könige und fanatische Priester an und gewinnt sich dadurch die Herzen vieler, allzuvieler, die Herzen all derjenigen, denen die „Heiligkeit“ und das Gottesgnadentum dieser Autoritäten nicht nur ihren Wohlstand, sondern auch ihre Atem- und Gedankenfreiheit belastete und niederdrückte. Mit dem Oedipus war der bisherigen herrschenden Auffassung von Gott, Welt, König, Kirche und Priester der Fehdehandschuh hingeworfen. Nun galt es, die Fehde weiterzuführen — und Voltaire führte sie weiter, heimlich und öffentlich. In seinem Poem „Henriade“ brandmarkt er Eroberungskriege, Intoleranz, religiöse Verfolgung, gibt den Abschiedsbrief dem alten, rachsüchtigen Gott fanatischer Priester und ersetzt ihn — darin noch ein Kind seiner Zeit — durch den nachsichtigen Gott der englischen Deisten, der sich nicht in dem Naturlauf widersprechenden Wundern und unsinnigen Mirakeln offenbart, sondern mit dem menschlichen Verstand und den natürlichen, altmenschlichen Moralbegriffen übereinstimmt. Damit wurde das kirchliche Monopol „der unveränderlichen Wahrheiten“ in seiner Wurzel getroffen, das Monopol der sog. angeborenen Begriffe, die dem Menschen nicht angeboren, sondern aufgezwingen worden sind. Der Schwärmer, dem Wahn, dem Glauben stellt er die Erfahrung der menschlichen Sinne, menschliches Bewusstsein, Wissen entgegen. Ein Streiter im Namen der Vernunft und Wahrheit tritt er auch all diesen entgegen, die selbst des Glaubens bar, dennoch behaupten, er müsse der Masse erhalten bleiben und setzt mit eiserner Konsequenz den Gedanken fort, der sich offensichtlich aus Newtons und Lockes Gedankenarbeit ergab. Er spottete all jener, die da behaupteten, wenn Gott nicht wäre, so müsste man ihn erfinden — denn er wusste wohl schon damals, dass die im allgemeinen als Gottesfurcht bezeichnete Furcht nicht so sehr Furcht vor Gott als vielmehr Furcht vor Polizei und Zuchthaus sei. Würden die Menschen in und zur Ethik allein erzogen, sie könnten sehr wohl ohne Gottesfurcht auskommen. Voltaire sah, wie diese Gottesfürchtigen sich nicht scheuten, an gleichfalls Gottesfürchtigen Gewalt zu üben (von den „Gottlosen“ schon gar nicht zu reden!), sie zu Knechten zu entwürdigen, zu entmenschen. Wahrlich: nicht immer um des Himmels willen! Es war dabei allzuviel Irdisches im Spiel. Die Himmelskinder selbst standen mit festen Füßen auf der Erde. Den Himmel gönnten sie neidlos den übrigen — den Zahmen sowohl wie den ihnen unbequemen Empörern, Augenöffnern, Lichtbringern.

In die Reihe der Lichtbringer gehört Voltaire. Es war ihm nicht genug daran, selbst das Licht zu sehen, nein: er trug es hinaus, dass es allerorts die Finsternis bezwinge und die Welt hell mache und heiter. Darin liegt sein grosses Verdienst, darin der Wert seines „Dictionnaire philosophique“ („Philosophisches Wörterbuch“), das er für die von Diderot und d'Alembert herausgegebene Enzyklopädie bearbeitete,

einmal scharf ansehen, denn es ist keine Kunst, zu Bett zu gehen, wenn man müde ist, oder gar — der Fall ist noch häufiger — niemals aufzustehen, und die Natur mit all ihren Unbegreiflichkeiten und den Menschengestirnen mit all seinen Rheinfällen und Gewittern im Schlaf — d. h. im Glauben — an sich vorüberziehen zu lassen. Es ist wahr, ein Gott, wie ihn der »wahre Christ« sich denkt, passt so vortrefflich in die grosse, krause Maschine, wie eine Welle in die Windmühle; aber eben, weil er so ganz erstaunlich gut passt, möchte ich einen solchen Gott bezweifeln. Es wär' doch etwas mehr als ein Wunder, wenn der menschliche Geist, der durchaus niemals eine Ursach' durchdringt, die erste Ursach' alles Seins wirklich so weit erfasste, dass er sich ohne Frechheit herausnehmen dürfte, an sie, auf sein eigenes Zeugnis hin, zu glauben und also jede andere mögliche mit grenzenloser Keckheit zu verneinen; ich sage, es wäre mehr als ein Wunder, mithin weniger als eine Möglichkeit. Ich will nicht weitergehen; ich würde überhaupt vor Deinen Ohren ... solch ein Thema nicht so weit abgespielt haben, wenn nicht jener verfluchte Hochmut, der den wahren Christen schon seit 1800 Jahren zum wahren Hanswurst macht, auch in Dir ein ganz klein wenig sich regte. ... Religion ist das Produkt höchster Ohnmacht und höchster Eitelkeit, beide miteinander multipliziert.«

Aus: Hebbels Briefe. Ausgewählt von Th. Poppe, Berlin, Leipzig, Wien, Stuttgart (Bong & Co.) 1913. — Friedrich Hebbel, neben Schiller wohl der grösste deutsche Dramatiker im 19. Jahrhundert, wurde am 18. März 1813 als Sohn eines schlichten holsteinischen Bauern in Wesselburen geboren, starb am 13. Dezember 1863 in Wien. Dramen: »Judith«, »Herodes und Marianne«, »Die Nibelungen« (Vorspiel und zwei Tragödien), »Gyges und sein Ring«.

(Der »Geistesfreiheit« entnommen.)

Literatur.

Sämtliche hier besprochenen Publikationen sind zu beziehen durch die Literaturstelle der F. V. S.: Hans Huber Wildermettweg 4, Bern.

Sigmund Freud, »Die Zukunft einer Illusion«. Internationaler psycho-analytischer Verlag, Wien 1927.

Wir übertreiben nicht: Es ist eines der erfreulichsten Bücher der Gegenwart. Erfreulich durch seinen Inhalt, erfreulich aber auch durch die Tatsache, dass Freud — einer der wenigen weissen Raben — als Hochschuldozent den Mut und die Unerschrockenheit aufbringt, für die Sache der Realität, des Atheismus und der Wissenschaft einzutreten gegenüber allem religiösen Illusionismus.

Religiöse Vorstellungen sind Illusionen; sie sind entstanden, als die Menschheit in ihrem Kindheitsstadium praktisch und intellektuell völlig hilflos gegenüber der Umwelt dastand, wie auch heute noch das Einzelkind. Diese Illusionen sind auch Relikte (Ueberbleibsel) einer Vergangenheitsepoche, da die Menschen nur mit affektiven Kräften sich den für das Zusammenleben notwendigen Triebverzicht eringen konnten; so zeigt die Religion denn auch unverkennbar die Merkmale einer biogenetisch zu verstehenden Zwangsneurose. Mit unerbittlicher Notwendigkeit aber wird die Menschheit aus diesen entwicklungsgeschichtlich notwendigen Wachstumsphasen herauswachsen, und wir stehen mitten drinn in der Uebergangszeit. Wir tun gut daran, die Neugestaltung der kommenden Dinge nirgends zu hemmen, sie im Gegenteil zu fördern, und nur die Gewalttätigkeit gelegentlicher Durchbrüche einzudämmen. Es besteht für die Kultur die grös-

die es sich zur Aufgabe machte, Wahrheit und Wissen in die weitesten Kreise zu tragen. Denn all diejenigen, die in ihrem Dienste standen, bildeten eine „Sainte confédération contre le fanatisme et tyrannie“ („Heilige Konföderation gegen Fanatismus und Tyrannei“), und die Waffen, deren sie sich in diesem Kampf bedienten, waren menschliche Vernunft und von aller Gleisnerei freie Aufklärung auf jedem Gebiete. Sie strebten die Umgestaltung einer faulgewordenen Weltordnung an. Sie kündeten Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit.

Reflexionen zum Prozesse Jesus.

Von Bernhard Freuler, Yverdon.

Bekanntlich beklagt sich Pfarrer Brocher immer wieder darüber, dass die Bibelanbeter dieses Buch mit völliger Geistesabwesenheit lesen. Denn würden sie die Bibel mit gesammelter Aufmerksamkeit lesen, wie z. B. einen Kriminalroman und andere spannende Literatur, und mit dem Vorsatze, ihren Inhalt zu verstehen, dann würden sie bald gewahr werden, dass sie einen Fetisch in der Hand halten und nicht das angebliche Buch des Himmels, einen Fetisch, dem jegliche Kraft abgeht, die verderblichen Geistermächte zu bannen und zu besänftigen und mit dessen Lektüre man sich keine Chaiselongue im Himmel erwerben kann; sie würden einsehen, dass dieses Buch nichts anderes ist als ein einträglicher Massenartikel der Buchdruckerei und der Buchbinderei. Zur Entschuldigung der Bibelanbeter muss freilich gesagt werden, dass die landläufigen deutschen Bibeln in einem Charabia abgefasst sind, der selbst Akademikern zum grossen Teil unverständlich ist, geschweige denn Ungebildeten. Dazu gesellt sich noch die bekannte Unzuverlässigkeit der Uebersetzung, zum Teil herrührend von der technischen Unmöglichkeit, den griechischen Urtext oder die lateinische Vulgata streng sinngemäss ins Deutsche zu übertragen.

Den Bibelanbetern entgeht es daher vollständig, wenn der Prozess des Nazareners auf unseren öffentlichen Schulen entstellt vorgetragen und eingepägt wird. Hofft man damit eine verlorene Sache zu retten, nämlich die Lehre von der Göttlichkeit Jesus? Oder ist damit bezweckt, die Schüler darüber hinwegzutäuschen, dass der Hauptschuldige in diesem Prozesse weder der römische Präfekt, noch das Volk Jerusalems ist, sondern die Domherren Jerusalems, mit andern Worten: die oberste geistliche Behörde der Juden, eine Behörde, der in unserem Lande der „Synodalrat“ oder das „Konsistorium“ ziemlich genau entsprechen. Liege die Schuldfrage indessen wie sie wolle, so lohnt es sich, den Prozess sich etwas genauer anzusehen, weil er in der christlichen Glaubenslehre eine entscheidende Rolle spielt und das Fundament bildet zum Dogma des Sühneopfers Christi.

Der Prozess des Nazareners gehört zu den wenigen Begebenheiten, in dessen Darstellung die vier Biographen Jesus sich nicht aufs grösste widersprechen. Auch betreffen die Widersprüche eher Untergeordnetes. Indessen sind sie immer noch so in die Augen fallend, dass selbst ein Pro-

faner sie gleichsam mit Händen greifen kann, und er widerwillig zur Erkenntnis kommt, dass auf die Zuverlässigkeit und die Glaubwürdigkeit der biblischen Autoren kein Verlass ist. Trotzdem will ich es versuchen, im Folgenden den Verlauf des Processes, wie er sich aus dem Vergleich der vier Evangelisten annähernd ergibt, kurz darzustellen, unter Weglassung all des wertlosen Anekdotenquatschs, welchen die Evangelisten in den Prozessbericht verflechten.

Einem uralten Brauche folgend, beschloss Jesus, begleitet von seinen ergebensten Anhängern, nach Jerusalem zu wallfahrten, um dort das Osterfest zu feiern. Dabei war er sich klar bewusst, dass sein Entschlöss ihn das Leben kosten könne. Denn durch seine überaus erfolgreiche antiklerikale Propaganda hatte er sich in den mächtigen Domherren Jerusalems Todfeinde geschaffen. Und in der Tat wartete der Synodalrat nur auf eine günstige Gelegenheit, um seiner habhaft zu werden und ihn dann auf dem ordentlichen Gerichtsweg für immer mundtot zu machen. Die Synode war nämlich nicht nur oberste religiöse Autorität, sondern sie besass noch weitgehendste richterliche Befugnisse. Sie konnte sogar einen Juden zum Tode verurteilen. In diesem Falle war freilich zum Vollzug des Urteils die Einwilligung des römischen Präfekten erforderlich.

Trotz alledem wallfahrte Jesus nach Jerusalem, hoffend, dass er unerkannt bleiben werde, da er sich äusserlich in nichts unterschied von den anderen Pilgern, die in hellen Scharen von allen Seiten der Stadt zuströmten. Zu seinem Standquartiere hatte er den Garten Gethsemanee gewählt, der ausserhalb der Stadt lag jenseits des Tobels Cédron und wo er schon oft Zusammenkünfte mit seinen Parteifreunden gehabt hatte. Allen Anscheine war dieser Garten ein sehr sicheres Versteck; nebstdem waren seine wehrhaften Genossen mit Schwertern bewaffnet. Jesus konnte daher mit Recht sich in Gethsemanee sicher fühlen. Allein unter seinen Kameraden befand sich der Spitzel Judas. Dieser hatte dem Synodalrat das Versteck des Galileers verraten. Der Rat schickte daher unverzüglich ein starkes, gut bewaffnetes Polizeikontingent nach Gethsemanee, dem es mühelos gelang, Jesus festzunehmen und ins Synodalgefängnis einzuliefern.

Gleich darauf wurde das Synodalgericht einberufen und das erste Verhör Jesus, geleitet vom Oberpriester, begann. Letzterer hatte zu den Verhandlungen einige Belastungszeugen aufgeboden. In ihren Aussagen widersprachen sie sich jedoch. Als der Präsident Jesus aufforderte, auf die Zeugenaussagen zu antworten, verweigerte er die Antwort. Der Oberpriester stellte nun an Jesus die Frage, ob er der Messias, der Sohn Javehs sei, was Jesus bejahte. Auf die Frage, welches seine Lehre sei, antwortete Jesus ausweichend und insolent: er habe vor aller Welt geredet, er habe in der Synagoge gelehrt und im Tempel, wo alle Juden zusammenkommen, und er habe nichts heimlich gesagt. Warum man ihn verhöre? Man möge diejenigen verhören, die ihn angehört haben. Auf diese ungehörige Art des Nazareners, dem Gerichtspräsidenten zu antworten, erfuhr er eine Züchtigung, indem ein Gerichtsdiener ihm einen Backenstreich versetzte.

sere Gefahr, wenn sie ihr jetziges Verhältnis zur Religion aufrecht erhält, als wenn sie es löst. »Erziehung zur Realität« und nicht zur Illusion, das ist das Losungswort der Gegenwart. Alle Einwände gegen dies Vorhaben, alle Bedenken gegen die Proklamation des Primats des Intellekts werden untersucht und widerlegt. Wissenschaft ist die einzige zuverlässige Möglichkeit, sich mit der Aussenwelt auseinanderzusetzen und sie so zu beherrschen, dass kulturelle Werte geschaffen werden können.

Mit edler Resignation nimmt der greise Gelehrte alle Gefahren und Unannehmlichkeiten einer solchen Veröffentlichung auf sich; er sieht die bekannten Vorwürfe und Anwürfe voraus; für seine Person kann er sich damit abfinden, wenn nur sein Werk, die Psychanalyse, nicht darunter zu leiden hat.

Mehr verraten wir nicht. Ich kann mir kaum denken, dass ein Freidenker sich dispensiert von der Lektüre eines Buches, dessen Hauptgedanken gegenwärtig wie ein Lauffeuer durch Europa und Amerika sich ausbreiten, das überall aufrüttelt und vor Entscheidungen stellt, das die Dinge ehrlich beim richtigen Namen nennt und in tatkräftigster Weise eintritt für uns und unser Weltbild. Ein Riesenabsatz des Buches muss dem greisen, tapfern Gelehrten beweisen, dass er nicht allein steht.

Dr. E. H.

Zeitschriften.

Le Traducteur, französisch-deutsches Sprachlehr- und Unterhaltungsblatt. Allen, die bereits Vorkenntnisse in der französischen Sprache besitzen, ihr Wissen aber auf unterhaltsame und zugleich bildende Weise vervollkommen wollen, wird die Zeitschrift von grossem Nutzen sein. Probeheft kostenlos durch den Verlag des »Traducteur« in La Chaux-de-Fonds (Schweiz).

Die Leuchtrakete. Warum der Herr Pfarrer das erstemal dauert, dass die Welt mit Brettern verschlagen ist, zeigt das besonders gut gelungene Titelbild der Julinummer der »Leuchtrakete«. Interessant ist in dieser Nummer auch ein Bild, das in die Werkstatt ägyptischer Priester einen Einblick gestattet. Diese Gottesausleger hatten tatsächlich hohes Wissen, das sie in den Dienst des Kultes stellten. Wir sehen, wie die Götter die Tempeltüren öffnen.

Eine Menge gelungener Spässe, Humoresken, Satiren und Karikaturen beleben die acht Seiten. Die Beilage »Licht übers Land« ist gut wie immer und bringt unter anderm zwei Seiten Bilder aus der Freidenker- und Arbeiterbewegung. Der Nummer ist auch die Quartalsbeilage beigegeben, ein Kunstdruck »Der Denker« von Rodin.